

## Patroziniumspredigt 09.11.2025

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, liebe Gläubige!

Er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle aus dem Tempel hinaus samt den Schafen und Rindern; das Geld der Wechsler schüttete er aus, ihre Tische stieß er um und zu den Taubenhändlern sagte er: Schafft das hier weg, macht das Haus meines Vaters nicht zu einer Markthalle!

In کدام einer anderen Erzählung in den Evangelien tritt Jesus so vehement und nachdrücklich auf, wie in der Perikope, die wir gerade gehört haben. Was mag ihn zu dieser radikalen und provokanten Geste bewegt haben? Und hat sein Handeln von damals auch für uns heute noch etwas zu bedeuten? Darüber möchte ich in den nächsten Minuten mit euch nachdenken ...

Wichtig scheint mir zunächst, das „Verzeichen“ zu klären, unter dem die folgenden Überlegungen stehen: Ich glaube in der soeben gehörten Stelle geht es nicht um den moralisch erhobenen Zeigefinger. Jesu Handeln resultiert nicht aus moralischer Entrüstung, sondern – wie auch all sein anderes Reden und Tun – aus der Sorge um das Heil, heute würden wir vielleicht eher formulieren das Lebensglück, der Menschen. Ich denke im Grunde geht es um die Frage, worauf wir in unserem Leben unser tiefstes Vertrauen und unsere letzte Hoffnung setzen.

Die Händler und Geldwechsler im Tempel stehen für ein System, das vermittelt, durch den Kauf von Opfertieren könnte man sich das Heil bzw. Lebensglück erkufen. Vermutlich sind sie damit gar nicht so weit weg von einer Dynamik, die wir – in unserer je eigenen Ausprägung – auch heute kennen: Den Wunsch, uns durch Geld, Wissen, Beziehungen, Einfluss, Prestige und Macht irgendwie „abzusichern“ gegenüber den Wechselfällen des Lebens. Ich denke mit seiner radikalen Geste will Jesus uns sagen, dass dieser Weg ein Irrweg ist – sowohl für uns als einzelne als auch für uns als Gesellschaft und in besonderer Weise für uns als Kirche.

Papst Franziskus hat das in einem Interview mit dem Regisseur Wim Wender einmal so ausgedrückt: „Entweder dienen wir Gott oder wir dienen dem Reichtum [...] Sogar eine Kirche ihre Hoffnung auf Reichtum setzt, ist Jesus darin nicht zu Hause. Ich wiederhole: In einer Kirche, die ihre Hoffnung auf Reichtum setzt, ist Jesus nicht zu Hause. Dann ist sie eine gemeinnützige Organisation für wohltätige oder kulturelle Zwecke, aber sie ist nicht die Kirche Jesu.“<sup>1</sup>

Wichtig scheint mir, dass es dabei nicht um eine grundsätzliche Ablehnung von Geld und Besitz geht, sondern um den Platz, den wir den geschaffenen Dingen geben: Ob wir sie gebrauchen oder ob wir uns daran klammern und unsere letzte Hoffnung darauf setzen.

Vor letzterem warnte bereits der spirituelle Lehrmeister und Ordensgründer Ignatius von Loyola. Er sah darin den Ausgangspunkt einer zerstörerischen Dynamik, die er als Dynamik des Bösen bezeichnete und der Dynamik des Guten entgegensetzte. Wenn wir ein glückliches, sinnerfülltes Leben führen wollen, tun wir nach Ignatius gut daran, diese beiden Dynamiken in unserem Leben immer wieder zu erkennen und zu unterscheiden.

Beginnen wir mit der Dynamik des Bösen: Diese gibt es – so schreibt der Jesuit Nikolaus Sintobin<sup>2</sup> – in zwei verschiedenen Ausprägungen. Gemeinsam ist ihnen, wie bereits angedeutet, dass sie „Reichtum an die erste Stelle“ setzen.

Die erste Ausprägung könnte folgendermaßen skizziert werden: „Wer viel Geld, Wissen, Weisheit, Beziehungen, Einfluss, Macht, Prestige besitzt, kann viel erreichen.“<sup>3</sup> Ich kann alles selbst machen und

<sup>1</sup> Zitat aus: Papst Franziskus – ein Mann seines Wortes. Dokumentarfilm von Wim Wenders, 2018.

<sup>2</sup> Sintobin, Nikolaus: Lernen zu unterscheiden: Herz, Geist und Wille (Ignatianische Impulse 85). Echter 2024.

<sup>3</sup> Ebd. 90.

bin nicht mehr auf andere angewiesen. Ich habe das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben, beginne, mich mit meinem Erfolg und Reichtum zu identifizieren. Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zur Arranganz, zu meinen, dass ich besser sei als die anderen, denen es nicht so gut geht wie mir. Ich beginne, mich selbst als Zentrum meiner Familie, meines Freundeskreises, meines Unternehmens, meiner Gemeinschaft zu sehen – im schlimmsten Fall blicke ich irgendwem herablassend und distanziert auf die anderen hinab. Sintobin schreibt, dass diese falsche Logik uns von unseren Mitmenschen abschneidet und in der Tiefe des Herzens unglücklich macht. Man scheint erfolgreich zu sein, aber als Mensch und damit als Beziehungswesen ist man irgendwie tot.

Auch die zweite Ausprägung der Dynamik des Bösen beginnt mit einer Überbewertung von Reichtum im weiten Sinne, aber anstelle der ständigen Selbstüberschätzung dominiert hier die ständige Selbstunterschätzung: Mich mit anderen vergleichend, starre ich dauernd auf das, was ich nicht kann und nicht habe. Statt wie in der ersten Ausprägung zu glauben, dass ich großartig bin, fühle ich mich wertlos. Wenn mir etwas gelingt, halte ich es für Zufall oder einen Fehler. Im Laufe dieser Negativ-Dynamik kann sich der Blick auf den Mangel zum Minderwertigkeitsgefühl verfestigen und im schlimmsten Fall zu verschiedenen Formen zerstörerischer oder selbstzerstörerischer Verhaltens führen. Auch diese Ausprägung der Dynamik führt als zu einer gestörten Beziehung zu sich selbst, zu anderen, zu Gott.

Ich denke, es ist diese doppelte Dynamik, vor der Jesus uns warnen will, wenn er die Händler und Geldwechsler aus dem Tempel vertreibt: Es ist eine Sackgasse zu glauben, dass wir unser Lebensglück in irgendeiner Weise kaufen könnten.

Der Hl. Martin, dem diese Kirche geweiht ist, hat eine andere Dynamik erlebt: Weil er sein letztes Glück nicht von Reichtum und Macht erwartet, - wir kennen die Geschichte – kann er seinen Mantel, Status- und Machtsymbol des römischen Soldaten, mit dem frierenden Bettler teilen. In der darauffolgenden Nacht erscheint ihm im Traum Christus, der sich mit den Geringsten identifiziert, bekleidet mit dem halben Mantel.

Mit anderen Worten: Geld, Besitz, Einfluss etc. sind nicht abzulehnen, aber es gilt, sie auf das richtige Ziel hin zu gebrauchen.

Sind wir jetzt doch noch beim moralischen Zeigefinger gelandet? In dem Sinne, dass wir alle perfekte Christinnen und Christen nach dem Vorbild des Hl. Martin sein sollten? Ich denke nicht. Kehren wir an dieser Stelle zurück zu Ignatius und zur Unterscheidung zwischen der Dynamik des Bösen und der Dynamik des Guten. Die Dynamik des Bösen könnte uns an dieser Stelle nochmals verführen, nämlich uns entweder zu überschätzen und uns selbst ab unserer Worthaltigkeit zu rühmen oder uns minderwertig zu fühlen, weil wir es nicht schaffen, so großzügig zu sein, wie der Hl. Martin, wie wir es gerne wären.

Dagegen setzt Ignatius die Dynamik des Guten: Diese lädt uns ein, uns als begrenzte und teilmächtige – d.h. weder Allmächtige noch Ohnmächtige - Wesen zu akzeptieren. Für Ignatius ist die Bereitschaft, sich dieser menschlichen Begrenztheit zu stellen, ein entscheidender Schritt in der Dynamik des Guten, d.h. auf Gott und die Mitmenschen hin: In dem Maße, in dem ich mich meiner eigenen Endlichkeit stelle, werde ich empfänglich. Ich kann mich öffnen für andere und das, was ich durch sie empfangen kann. Die Fähigkeit zu empfangen jedoch bildet die Voraussetzung dafür, wirklich geben zu können. Und sie ist auch die Grundlage für Dankbarkeit und Stille. Empfänglichkeit ermöglicht, Unvollkommenheit nicht mehr als Hindernis zu sehen, sondern als Einladung, zu geben und zu empfangen, wirklich miteinander in Beziehung zu treten, voneinander zu lernen und miteinander – synodal – unterwegs zu sein.